

ICH WAR AUFM BAHNHOF

EIN BESUCH IN WARSCHAU

Klaudia Ruschkowski

Ein Maschendrahtzaun trennt Warschau vom flachen Land. Dort, wo die Wola abrupt endet, schieben sich einige Trecker durch die vom Regen aufgeweichten, schier endlosen Felder. Der Kontrast ist enorm. Mit der Wola türmt sich ein trostloses Wohngebiet, ein großes Durcheinander von maroden Hochhäusern, abgetretenen Rasenflächen, Parkplätzen, Trampelpfaden, Rohbauten und Brachland. Zwischendrin wuchern Einkaufszentren, untergebracht in Wellblechschuppen, kleine Läden, die mindestens bis 22 Uhr geöffnet haben, auch am Wochenende, und in einem winzigen zugigen Pavillon hat ein Vietnameser seit einigen Monaten ein Lokal eröffnet. Der Wind fällt auf die riesigen Freiflächen, es scheppert und klappert und am Brunnen füllen etliche Leute ihre Wasserkanister, da es aus der Leitung heute nicht fließt. Es ist Sonntag, alle sind daheim und die Leitungsanlage völlig überlastet.

Wir fahren aus der Wola Richtung Zentrum. Vorbei an leerstehenden Fabrikanlagen, verchromten Autohäusern, an geschlagenen Wohnblocks, hier und da ein historisches Gebäude, rumpeln über mehrere hundert Meter neben „Kunst im öffentlichen Raum“, etwas windschiefe Metallplastiken, von denen die Farbe schon lange blättert, kommen bereits an der zweiten McDonalds-Filiale vorbei, an kleinen Läden und engen Straßenzügen. Nichts erinnert augenscheinlich daran, daß wir uns schon die ganze Zeit über auf dem Gebiet des Warschauer Gettos befinden. Im Holocaust-Museum sehe ich später Fotografien vom brennenden Getto, vom zerstörten Warschau. Was zerstört war? Alles. Ab und zu ragen Reste von Gebäuden, ein Fragment eines Kirchturms, ein Stück der Kuppel einer Synagoge aus einer unbeschreiblichen Landschaft der Zerstörung. Ich frage mich, wie die Polen psychisch die Kraft aufbrachten, aus diesem Nichts wieder ein Warschau zu bauen.

Wir nähern uns der Innenstadt, einige supermoderne Glaskästen sind neu, Hotels meist oder der Sitz großer Firmen aus dem Westen. Die Marszalkowska führt schnurgerade ins Zentrum, wird immer breiter und mündet fast in ein architektonisches Ungetüm: den Kulturpalast. „Sozialistische Zuckerbäckerei“ - plötzlich wird alles groß, fast gigantisch: die Straßen, die Plätze, die Gebäude Klotz an Klotz. Die Atmosphäre im Inneren des Kulturpalastes dagegen ist angenehm, anregend und sehr menschlich. Hier sind einige Abteilungen der Universität untergebracht, kulturelle Einrichtungen, darunter auch das Goethe-Institut, haben hier ihr Domizil gefunden, es gibt Ausstellungen, Bibliotheken, ein Café im 16. Stock, viele junge Leute und etliche kleine Läden im Souterrain. Zum Gebäudekomplex gehören zwei hervorragende Theater, die einen interessanten Spielplan anbieten; von Autoren wie Gombrowicz und Iredyński über Hacks und Brecht bis hin zu ein, zwei großen Musical-Produktionen, „Metro“.

Direkt vor dem Kulturpalast, an der Światokrzyska breiten sich die Kaufhäuser aus. Es handelt sich um Hallen in mehreren Etagen, strukturiert durch improvisierte Abteilungen mit geradezu waghalsigem Design. Kaufen kann man grundsätzlich alles; vom Melitta-Kaffee bis zum Parfüm von Yves Saint-Laurent, von Bosch-Spülautomaten hin zu Espressomaschinen, gestalteten Eieröffnern oder amerikanischen Krawattennadeln. Ich will die Gelegenheit nutzen, einige Geschenke einzukaufen und ein paar Kleinigkeiten, die ich mir bislang versagt habe. Ich rechne die hunderttausende und Millionen von Złoty um, kämpfe mit Stapeln von Geldscheinen und stelle fest: es ist, von einigen Ausnahmen abgesehen, genauso teuer wie in Deutschland.

Mein polnischer Freund, ein angesehener Philosoph, verdient im Monat umgerechnet etwa fünf hundert Mark. Seine alleinerziehende Schwägerin, wissenschaftliche Assistentin an der Warschauer Universität, bekommt hundertfünfzig Mark, dazu zehn Mark Erziehungsgeld. Der polnische Durchschnittsverdienst liegt ungefähr bei fünf- bis sechs hundert Mark im Monat, wobei Akademiker in Relation extrem schlecht bezahlt werden. Zwar lasse ich mir sagen, daß die Mieten recht niedrig sind, aber es ist mir unbegreiflich, wovon die Menschen bei diesen Preisen leben. Um so erstaunlicher sind die vollen Geschäfte. Meine Freunde eröffnen mir, daß jeder mindestens zwei bis drei Jobs haben muß, um einigermaßen über die Runden zu kommen. Der Druck der finanziellen Probleme auf die polnische Bevölkerung ist spürbar; oft kommt die Rede darauf. Mehr als schwierig erweist sich für viele Polen auch die Wohnungssituation. Überhaupt eine Wohnung zu bekommen, bedarf manchmal jahrelanger Mühen. Dann muß man nehmen, was kommt und sich in beengten Verhältnissen zurechtfinden.

Ich kaufe also nur einen Stadtplan und treibe in Richtung Universitätsviertel. Langsam beginnt der Beat. Ein Durcheinander von Cafés, Kneipen, kleinen Geschäften, Buchhandlungen; manches erinnert an die Siebziger, die India-Läden zum Beispiel mit den vielen bunten Fummeln oder die Teppich-taschen-Studenten, die ihre Fahrräder durch den Techno-Sound der „anderen Seite“ schieben. Das philosophische Institut, an dem mein polnischer Freund - unterbrochen von etlichen Auslandsaufenthalten und Gastprofessuren im Westen - seit vielen Jahren lehrt, ist in Gefahr, von einer mächtigen Einrichtung verdrängt zu werden: der Kirche. Es gehörte ursprünglich zu dem angrenzenden Kirchengebäude, in dem - eine Tafel weist es aus - schon Papst Johannes Paul I. zu Gast war. Seit mehr als vierzig Jahren beherbergt es aber bereits die Philosophie-Studenten; nun fordert die Kirche ihr früheres Eigentum zurück. Die Philosophen müßten in die Außenbezirke ziehen, in einen dieser tristen Pavillons, abgeschnitten vom Zentrum. Meine Freundin ist empört über so viel Ignoranz und hat seit dieser Nachricht keine Kirche mehr betreten.

Auf der Krakowskie Przedmiescie gelangt man vom Universitätsviertel langsam in die „Alte Stadt“. Auf dem Kopfsteinpflasterplatz vor dem Schloß sind zahlreiche Stände aufgebaut; Luftballons flattern im Wind, und Musikketzen wehen daher. Einige Fiaker bieten Rundfahrten durch die verwinkelten Gassen. Ich fühle mich für einen Moment wie auf dem Stephansplatz in Wien. Aber es ist alles viel unglaublicher. Die Zeit scheint um Jahrhunderte zu rückgedreht, dort in den engen Gassen zwischen Aushängeschildern und Rinnstein. Die buckligen Häuser sind uralte, die Farben vom Regen verwaschen, keine Wand steht gerade. Der Marktplatz ist „Süden“, eine Piazza, eine Plaza Mayor. Trotz null Grad scheint das Leben leicht und heiter, so weit entfernt von der Wola und der Wohnblocköde. „Es gibt keine Tragödie mehr. Es gibt nur noch die Farce.“ legt Sławomir Mrożek, der Emigrant, seinem Helden Artur in den Mund. Dabei tanzen sie alle Tango, Artur, Mama, Edek und Onkel Eugen, und die Welt löst sich auf. Es ist unbeschreiblich traurig. Wir schlendern über den Marktplatz und lachen wie verrückt. Ein Theater. Eine Bühnendekoration. Die ganze Altstadt von Warschau ist ein verzweifelttes Kinderkarussell, wunderschön. Nach Zeichnungen von Canaletto wurde Haus für Haus nach dem Krieg wieder erbaut, haargenau, Stein um Stein. Und zum Schluß hat es etwas Unbegreifliches gegeben, was dem synthetischen Viertel Leben einhauchte.

Mit der Straßenbahn fahre ich hinaus zum Stadion, auf der anderen Seite der Weichsel. Seltsamerweise hat der Fluß keine Bedeutung für Warschau, weder Abenteuer noch Fern weh; er ist einfach da. Die Straßenbahn wird im Laufe der Fahrt brechend voll. Sie schüttet ihre Ladung vor das Stadion, und der Eindruck sprengt all meine Erwartungen. In drei Ringen, auf drei Etagen, bricht ein gigantischer Markt aus. Hier haben sich die Tiere Europa und Asien ineinander verbissen. Es herrscht kein Getümmel; eine dumpfe Woge Mensch schiebt sich auf Waren zu. Die Nase läuft über Pita und Bratwurst. Die Füße stampfen durch Abfall und Zeug. Wer seine Tasche locker läßt, ist selbst dran schuld. Überall wollen Russen Dollars kaufen, weil ihnen die meisten polnischen Banken den Ankauf versagen. Die russische Mafia hat diesen Markt vollends im Griff, weniger eine Bedrohung für die Polen, als für die eigenen Landsleute. Schutzzölle, Prämien und wer weiß was für Gelder werden hier erpreßt. Dieser Markt ist der größte in Mittel- und Osteuropa, zu dem die Menschen über tausende von Kilometern reisen, um die einen Sachen zu verkaufen, andere einzukaufen. Was? Alles. Bis auf Bücher. Das ist kein Flohmarkt; das ist der Horror pur: Scheiß auf Kultur.

Wir haben uns im Hotel Europejski verabredet, gleich neben der Oper. Ich taste mich langsam zu rück. Das völlige Kontrastprogramm. Hotel Europejski. Wie das klingt. Ich betrete das Café und befinde mich mitten in der Literatur der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Es gibt keine Bedienung; man zahlt zuerst, nimmt das Bestellte in Empfang und balanciert Kaffeetassen und diverse Tellerchen zu einem der kleinen Marmortische, an denen man größtenteils stehen muß. Ich schlürfe eine heiße Schokolade, eine schwere, süße, klebrige Masse, die himmlisch duftet und sich im Mund langsam mit Spucke vermischt. Mir wird bewußt, daß ich in meinem Leben niemals wahrhaftige heiße Schokolade getrunken habe. Hinter einer geschwungenen Theke stellen Verkäuferinnen - Fräuleins mit Schürze und Häubchen - Törtchen, Kuchen und köstliche kleine Kekse zusammen, die ganz unprätentiös in Regalen lagern und unverschämt selbstgebacken duften. Einige Künstler lungern einzeln an Tischen herum, kleine Mädchen und Jungen kommen mit der Mama oder einer Kinderfrau zum Eisessen, hochhackige Damen mit toupierten Frisuren und Pelz - ich weiß jetzt, daß die Pelze auf dem Stadionmarkt zu erschwinglichen Preisen angeboten werden - holen bestellte Päckchen ab, die die „Fräuleins“ professionell aus Pappstücken zusammenschneiden - kein Streifen wird verschwendet - und mit dem köstlichen Inhalt füllen, obenauf ein Papierdeckchen „Café Europejski“. Mir scheint, als wäre die Zeit stehengeblieben. In der Lobby rauchen ältere Herren dicke Zigarren, ein Dandy führt mehrere gut gestylte Mädchen spazieren und wir hocken in den tiefen Ledersesseln, quetschen uns durch belebte Straßen, trinken im Wohnzimmer in der Wola, lassen uns von Nachrichtensendungen behämmern, rumpeln mit klapprigen Straßenbahnen durch heruntergekommene Stadtviertel, schlendern

durch diese unglaublich romantischen Straßen der Altstadt, hasten durch Regengüsse und matschige Pfützen, essen in jüdischen Lokalen, wühlen in Buchhandlungen, wo viel zu viel Kriegsliteratur angeboten wird, drängen uns durch die Massenmärkte und diskutieren über Polen, über Deutschland, über das deutsch-polnische oder polnisch-deutsche Verhältnis und über Rußland, wie verrückt.

„Wird der Westen uns Ostmitteleuropäer wieder einmal verraten? Werden die Deutschen wieder zu den Russen unter die Decke kriechen, mit entsprechend verhängnisvollen Folgen? Werden in fünfzig Jahren unsere Enkel die europäische Machtpolitik ebenso verfluchen wie einst unsere Großväter? Solche Fragen werden in Ostmitteleuropa wieder gestellt“, schreibt der polnische Journalist Adam Krzemiński am 24. Dezember 1993 in der „Zeit“. Die polnischen Zeitungen bringen angsterfüllt vor Weihnachten die Schlagzeile „Rußland und Deutschland müssen wieder eine Grenze haben“: dafür will Herr Schirinowski kämpfen. - Als polnische Diplomaten den deutschen Bundeskanzler baten, zwischen seinen intensiven Gesprächen mit Jelzin auch einmal eine Stippvisite in Warschau zu machen, antwortete dessen Sprecher: Keine Zeit, nur Moskau zählt... berichtet Adam Krzemiński im selben Artikel. In dieser postkommunistischen Krise, so etwa ein deutscher Freund in Erfurt, wird Deutschland wohl kaum darum herumkommen, sich für massive Kooperation mit Rußland als dem größeren Gefahrenherd zu entscheiden, auch wenn Polen und die anderen mittel osteuropäischen Staaten dafür eventuell auf der Strecke bleiben. „Polen gehört zu uns, wird künftig zu einem wie auch immer gestalteten Europa gehören, und damit basta!“ donnert Rudolf Augstein im zweiten „Spiegel“ des Jahres 94. Und Adam Michnik schreibt: „Wir sind Schirinowski dankbar, weil er uns erlaubt, uns selbst und unsere Welt ohne Illusionen zu sehen.“ Ironisch, aber wahr.

Mein Besuch in Warschau hat seinen praktischen Grund. Wir planen polnische Kulturtage in Thüringen, suchen Partner und Kontakte. Ich brauche weder zu bitten, noch zu überzeugen oder gar zu überreden. Von der polnischen Kulturstiftung, dem Zentrum für zeitgenössische Kunst, dem Warschauer Goetheinstitut oder polnischen Künstlern, Journalisten, Schriftstellern: alle greifen die Idee mit großem Interesse auf, entwickeln Vorschläge und Konzepte zu gemeinsamen Projekten. Es muß Möglichkeiten geben, die überkommenen Stereotype nicht schon wieder abspulen zu lassen, diese gegenseitigen Haßtiraden und Mitleidsbezeugungen. Eine der ersten Notwendigkeiten im übrigen: Rußland muß beteiligt sein; die Auseinandersetzung muß im Dreieck geschehen, raus aus dem nationalistischen Sumpf, dieser letztendlich unbeschreiblichen Verblödung, in der sich der Mensch auf einen Sessel in sein Zimmer sperrt, um im Fernseher Stund um Stund sein eigenes Bild zu sehen. Wie sehr die Zeit drängt, über Demagogie hinaus miteinander ins Gespräch zu kommen - nicht nur Herr Kohl, Herr Jelzin und Herr Walesa -, sich füreinander zu interessieren und gemeinsame Gedanken zu entwickeln, ist mir durch den Besuch in Polen äußerst bewußt geworden. Und sich vielleicht auch mal gemeinsam zu erinnern, nicht nur an geklaute, zurückeroberte, neu besetzte, geteilte, wieder geklaute, zerstörte, verlorene, um kämpfte, zerrissene Landstriche und Gebiete, sondern auch an die gemeinsamen kulturellen Werte und Aspekte, die sicher auch durch jahrhundertelange Nachbarschaft und konstruktive Durchmischung entstanden sind. Wie Adam Michnik schreibt: „Osteuropa und Westeuropa müssen heute beide in ihr ererbtes kulturelles Gepäck schauen.“

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft I /12 1993,
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>